

Leseprobe aus:

Rosamunde Pilcher

Heimkehr



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

ROSAMUNDE PILCHER

Heimkehr

Roman

Aus dem Englischen von
Ingrid Altrichter,
Helmut Mennicken und
Maria Mill

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 1995
unter dem Titel «Coming Home»
im Verlag St. Martin's Press, New York.

Neuausgabe Juni 2014
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 1997
Copyright © 1995 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Coming Home» Copyright © 1995 by Robin Pilcher, Fiona Pilcher,
Mark Pilcher and the Trustees of Rosamunde Pilcher's 1988 Trust
Der Brief auf den Seiten 757 und 760 beruht zu einem großen Teil auf einem
Brief von Eric Linklater in *The Highland Division* (His Majesty's Stationery
Office, London 1942). Ich danke seinen Söhnen Andro und Magnus für ihre
freundliche Genehmigung, den Brief zu verwenden.
Umschlaggestaltung AMMA Kommunikationsdesign, Stuttgart
(Umschlagabbildung: Robert Harding Images/Masterfile)
Satz aus der FoundryOldStyle, InDesign CS5
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 26810 6

*Für meinen Mann Grabam,
der in der Highland Division gedient hat.*

*Und für Gordon und Judith und für alle von uns,
die in jener Zeit gemeinsam jung waren.*

Erster Teil

Die Städtische Schule von Porthkerris stand auf halber Höhe eines steilen Hangs, der vom Herzen der Stadt ins offene Heidefeld hinaufführte. Es war ein wuchtiger viktorianischer Granitbau mit drei verschiedenen Eingängen für Knaben, Mädchen und Kleinkinder, ein Vermächtnis aus den Tagen, in denen die Geschlechtertrennung vorgeschrieben war. Mit dem geteerten Schulhof und dem hohen schmiedeeisernen Zaun wirkte sie meistens ziemlich abweisend. An diesem Spätnachmittag im Dezember war sie jedoch hell beleuchtet, und aus den offenen Türen strömten Scharen aufgeregter Kinder mit Turnbeuteln, Bücherranzen, Luftballons und kleinen Papiertüten voller Süßigkeiten. Drängelnd und kichernd kamen sie in Grüppchen heraus und hänselten einander noch vergnügt, bevor sie sich schließlich trennten und nach Hause gingen.

Für ihren Überschwang gab es zwei Gründe: das Ende des Wintertrimesters und die Weihnachtsfeier in der Schule. Sie hatten gespielt und gesungen und sich bei Staffelläufen in der Aula kleine, mit Bohnen gefüllte Säckchen aus den Händen gerissen und an den Nächsten in der Mannschaft weitergegeben. Zu den dumpfen Klängen des verstimmtten alten Klaviers hatten die Kinder den Volkstanz *Sir Roger de Coverley* aufgeführt, danach Marmeladenkuchen und Safranbrötchen gegessen und Brauselimonade dazu getrunken. Am Ende hatten sie sich in einer langen Reihe aufgestellt und nacheinander Mr. Thomas, dem Direktor der Schule, die Hand geschüttelt, ihm frohe Weihnachten gewünscht und eine Tüte mit Süßigkeiten in Empfang genommen.

Es war Jahr für Jahr die gleiche Prozedur, die aber immer mit Freuden erwartet wurde und großen Anklang fand.

Allmählich verebte der geräuschvolle Strom der Kinder, bis nur noch die Nachzügler herauströpfelten, die sich bei der Suche nach verlorengegangenen Fäustlingen oder einem abhandengekommenen Schuh verspätet hatten. Ganz zuletzt, als die Schuluhr bereits ein Viertel vor fünf schlug, traten zwei Mädchen durch die offene Tür: Judith Dunbar und Heather Warren, beide vierzehn Jahre alt, beide in marineblauen Mänteln und Gummistiefeln und mit Wollmützen, die sie sich über die Ohren gezogen hatten. Doch weiter reichte ihre Ähnlichkeit nicht, denn Judith war blond und hellhäutig, hatte kurze, dicke Zöpfe, Sommersprossen und blassblaue Augen, während Heather, die das Aussehen ihres Vaters geerbt hatte, über Generationen von Vorfahren hinweg einem spanischen Seefahrer nachschlug, der nach der Vernichtung der Armada an die Küste Cornwalls gespült worden war. Deshalb hatte sie einen olivfarbenen Teint, rabenschwarzes Haar und dunkle, strahlende Augen.

Die zwei Mädchen brachen nach der Feier als Letzte auf, weil Judith die Schule von Porthkerris für immer verließ und sich nicht nur von Mr. Thomas verabschieden musste, sondern auch von allen anderen Lehrern sowie von Mrs. Trewartha, der Köchin, und vom alten Jimmy Richards, zu dessen bescheidenen Aufgaben es gehörte, den Heizkessel in Gang zu halten und die außerhalb des Gebäudes gelegenen Toiletten zu reinigen.

Aber schließlich hatte Judith allen Lebewohl gesagt, und sie gingen über den Schulhof und durch das Tor. An diesem wolkenverhangenen Tag war die Dämmerung früh hereingebrochen. Schwarz und nass wand sich die Straße den Hügel hinab, und ein feiner Nieselregen schimmerte in den Lichtkegeln der Laternen, die sich in den Pfützen spiegelten. Die Mädchen machten sich auf den Weg in die Stadt. Eine Weile schwiegen beide. Dann seufzte Judith.

«So», sagte sie entschieden, «das war's dann.»

«Muss ein komisches Gefühl sein, wenn man weiß, dass man nicht mehr zurückkommt.»

«Ja, das stimmt. Doch am meisten wundert mich, dass ich ein bisschen traurig bin. Ich hätte nämlich nie gedacht, dass ich jemals traurig würde, wenn ich irgendeine Schule verlasse, aber jetzt bin ich's trotzdem.»

«Ohne dich wird es nie mehr so, wie es war.»

«Ohne dich auch nicht. Nur, du hast es gut, dir bleiben immerhin noch Elaine und Christine als Freundinnen. Ich muss ganz von vorn anfangen und versuchen, in St. Ursula eine zu finden, die ich mag. Außerdem muss ich dort diese Schuluniform tragen.»

Heather schwieg mitfühlend. Die Uniform war fast das Schlimmste von allem. In Porthkerris konnten sie anziehen, was sie wollten; mit ihren Pullovern in verschiedenen Farben sahen sie fröhlich aus, und die Mädchen banden sich bunte Schleifen ins Haar. Aber St. Ursula war eine Privatschule und vorsintflutlich altmodisch. Dort mussten alle dunkelgrüne Tweedjacken und dicke braune Strümpfe tragen, dazu dunkelgrüne Hüte, die sie so entstellten, dass selbst die Hübschesten damit richtig hässlich aussahen. In St. Ursula wurden sowohl Mädchen aufgenommen, die nur tagsüber kamen, als auch solche, die dort im Internat wohnten. Für diese bedauernswerten Geschöpfe empfanden Judith, Heather und ihre Mitschülerinnen in Porthkerris nichts als Verachtung, und sie verspotteten sie gnadenlos, falls sie das Pech hatten, mit ihnen im selben Bus zu fahren. Wie deprimierend, sich auszumalen, dass Judith es mit diesen bescheuerten Musterschülerinnen aufnehmen musste, die sich selbst für so großartig hielten.

Am schrecklichsten war allerdings die Aussicht auf das Internat. Die Warrens hielten zusammen wie Pech und Schwefel, und Heather konnte sich nichts Schlimmeres vorstellen, als von ihren Eltern und ihren zwei Brüdern getrennt zu werden. Die beiden waren älter als sie, sahen gut aus und hatten ebenso rabenschwarzes Haar wie ihr Vater. In der Schule von Porthkerris waren sie für ihren Unfug und ihre üblen Streiche berüchtigt gewesen, doch seit sie eine höhere Schule in Penzance besuchten, dort von einem furchterregenden Direktor einigermaßen gezähmt wurden und sich hinter ihre Bücher klemmen mussten, hatten sie sich

etwas gebessert. Trotzdem machte mit ihnen alles immer noch den größten Spaß, sie hatten Heather Schwimmen und Radfahren beigebracht und ihr gezeigt, wie man von ihrem plumpen Holzkahn aus mit dem Schleppnetz Makrelen fischte. Wie konnte man sich allein mit *Mädchen* überhaupt amüsieren? Es spielte keine Rolle, dass St. Ursula in Penzance und damit nur zehn Meilen entfernt war. Zehn Meilen wären für Heather ewig weit, wenn sie von Mum und Dad und Paddy und Joe fort müsste.

Der armen Judith blieb anscheinend keine andere Wahl. Ihr Vater arbeitete in Colombo auf Ceylon, und Judith hatte mit ihrer Mutter und der kleinen Schwester vier Jahre lang getrennt von ihm gelebt. Jetzt kehrte Mrs. Dunbar mit Jess nach Ceylon zurück, und Judith musste hierbleiben, ohne die leiseste Ahnung, wann sie ihre Mutter wiedersehen würde.

Aber es war, wie Mrs. Warren zu sagen pflegte, zwecklos, über vergossene Milch zu weinen. Heather suchte nach etwas, womit sie Judith aufheitern könnte.

«Es gibt ja noch Ferien.»

«Bei Tante *Louise*.»

«Ach komm, lass den Kopf nicht so hängen! Du bleibst wenigstens hier in der Gegend. In Penmarron. Stell dir vor, deine Tante würde in einem schrecklichen Ort wohnen, irgendwo landeinwärts, oder in einer Stadt, in der du keinen kennst. So können wir uns immerhin noch treffen. Du kannst zu mir kommen, und wir gehen an den Strand runter. Oder ins Kino.»

«Bist du dir da so sicher?»

Heather war verduzt. «Was soll das heißen?»

«Na ja, bist du dir sicher, dass du mich dann immer noch sehen und meine Freundin sein willst? Wenn ich in St. Ursula bin und so. Meinst du dann nicht, ich sei auch eingebildet und grässlich?»

«Ach du!» Heather gab ihr mit dem Turnbeutel einen freundschaftlichen Klaps auf den Po. «Wofür hältst du mich denn?»

«Für mich wäre es ein Stückchen Freiheit.»

«Das hört sich ja an, als müsstest du in ein Gefängnis.»

«Du weißt schon, was ich meine.»

«Wie sieht eigentlich das Haus deiner Tante aus?»

«Es ist ziemlich groß und steht direkt oberhalb des Golfplatzes. Außerdem ist es vollgestopft mit Messingtablets, Tigerfellen und Elefantenfüßen.»

«Elefantenfüße? Du meine Güte, was macht sie denn damit?»

«Einen benutzt sie als Schirmständer.»

«Das würde mir nicht gefallen. Aber du musst ihn sicher nicht dauernd anschauen. Hast du dort ein Zimmer für dich?»

«Ja. Ich krieg ihr bestes Gästezimmer. Es hat ein eigenes Waschbecken und genug Platz für meinen Schreibtisch.»

«Klingt gut. Ich weiß gar nicht, warum du so ein Theater machst.»

«Ich mache kein Theater. Es ist eben nicht mein *Zuhause*. Und da oben ist es so kalt, rau und windig. Das Haus heißt Windyridge, was mich überhaupt nicht wundert. Selbst wenn sich sonst nirgendwo ein Lüftchen regt, scheint an Tante Louises Fenstern immer ein Sturm zu rütteln.»

«Hört sich irgendwie gespenstisch an.»

«Außerdem ist es so abgelegen. Dort kann ich nicht mehr einfach in einen Zug einsteigen, und die nächste Bushaltestelle ist auch zwei Meilen entfernt. Und Tante Louise wird keine Zeit haben, mich durch die Gegend zu kutschieren, weil sie ständig Golf spielt.»

«Vielleicht bringt sie es dir bei.»

«Ha, ha, ha.»

«Mir scheint, du brauchst unbedingt ein Fahrrad. Dann kannst du jederzeit hinfahren, wohin du willst. Über die Höhenstraße sind es nur drei Meilen bis Porthkerris.»

«Du hast wirklich gute Einfälle. Auf ein Fahrrad bin ich noch gar nicht gekommen.»

«Ich weiß sowieso nicht, warum du noch keins hast. Mein Dad hat mir meins geschenkt, als ich zehn war. Es taugt zwar nicht viel hier in diesem elenden Kaff mit den ganzen Hügeln, aber da draußen bei dir wäre es genau das Richtige.»

«Sind die sehr teuer?»

«Ein neues kostet ungefähr fünf Pfund. Aber vielleicht kannst du ein gebrauchtes ergattern.»

«Meine Mutter kennt sich in solchen Sachen nicht besonders gut aus.»

«Ich glaub, das tut keine Mutter, ehrlich. Aber es ist nicht sehr schwierig, in einen Fahrradladen zu gehen. Lass dir eins zu Weihnachten schenken.»

«Ich hab mir für Weihnachten schon einen Pulli gewünscht. Einen mit Polokragen.»

«Na, dann wünsch dir noch ein Fahrrad dazu.»

«Das kann ich nicht.»

«Natürlich kannst du. Sie kann ja schlecht Nein sagen. Wenn sie weggeht und nicht weiß, wann sie dich wiedersieht, schenkt sie dir alles, was du willst. Du musst das Eisen schmieden, solange es heiß ist», was ein weiterer Lieblingspruch von Mrs. Warren war.

Doch Judith antwortete nur: «Mal sehen.»

Eine Weile gingen sie schweigend weiter, nur ihre Schritte hallten über das nasse Pflaster. Sie kamen an einer Fisch-und-Frittenbude vorbei, die hell erleuchtet war, und der Geruch nach heißem Fett und Essig, der aus der Tür drang, machte ihnen den Mund wässrig.

«Diese Tante Louise, ist das die Schwester deiner Mutter?»

«Nein, die Schwester meines Vaters. Sie ist aber viel älter. Um die fünfzig. Sie hat lange in Indien gelebt. Von dort hat sie auch die Elefantenfüße.»

«Und dein Onkel?»

«Der ist tot. Sie ist Witwe.»

«Hat sie Kinder?»

«Nein. Ich glaub, sie haben nie welche gehabt.»

«Komisch, nicht? Meinst du, weil sie keine gewollt haben oder weil da ... irgendwas ... nicht passiert ist? Meine Tante May hat auch keine Kinder, und ich hab gehört, wie Dad gesagt hat, sie hat keine, weil Onkel Fred ihn nicht hochkriegt. Was glaubst du denn, was er damit gemeint hat?»

«Keine Ahnung.»

«Denkst du, es hat etwas mit dem zu tun, was uns Norah Elliot erzählt hat? Du weißt schon, neulich hinter dem Fahrradschuppen.»

«Das hat sie doch bloß erfunden.»

«Woher willst du das denn wissen?»

«Weil es zu widerlich ist, um wahr zu sein. Etwas so Widerliches kann sich nur Norah Elliot ausdenken.»

«Wahrscheinlich ...»

Es war ein spannendes Thema, um das die beiden Mädchen von Zeit zu Zeit herumeredet hatten, ohne dass sie dabei jemals zu einem brauchbaren Ergebnis gelangt wären, es sei denn zu der Erkenntnis, dass Norah Elliot unangenehm roch und ihre Blusen immer schmutzig waren. Jedenfalls war jetzt nicht die Zeit dazu, das Rätsel zu lösen, denn über ihrem Gespräch waren sie unten im Stadtzentrum angekommen, bei der öffentlichen Bibliothek, dort, wo sich ihre Wege trennten. Heather musste weiter in Richtung Hafen, durch schmale Straßen und verwinkelte, mit Kopfsteinen gepflasterte Gassen, bis zu dem schlichten Haus aus Granitsteinen, in dem die Warrens über Mr. Warrens Lebensmittelgeschäft wohnten, während Judith noch einen weiteren Hügel hinauf zum Bahnhof musste.

Klitschnass standen sie unter einer Straßenlampe im Nieselregen und sahen einander an.

«Jetzt müssen wir wohl Abschied nehmen», sagte Heather.

«Ja, ich glaub schon.»

«Du kannst mir schreiben. Meine Adresse hast du ja. Und ruf im Laden an, wenn du mir eine Nachricht hinterlassen willst. Ich meine ... sag Bescheid, wann du in den Ferien herkommst.»

«Ja, das mach ich.»

«Die Schule wird schon nicht so schlimm werden.»

«Nein, sicher nicht.»

«Also dann, bis bald.»

«Bis bald.»

Doch keine rührte sich von der Stelle. Sie waren vier Jahre lang Freundinnen gewesen. Es war ein schmerzlicher Augenblick.

Schließlich sagte Heather: «Schöne Weihnachten.»

Pause. Plötzlich beugte sie sich vor und drückte Judith einen Kuss auf die regennasse Wange. Danach wandte sie sich ohne ein weiteres Wort um und rannte weg. Ihre Schritte wurden leiser und leiser, bis sie gar nicht mehr zu hören waren. Erst dann setzte Judith ihren Weg fort. Sie kam sich ein wenig verwaist vor, als sie die schmale Gasse zwischen kleinen, hellerleuchteten Geschäften hinaufstieg, in deren weihnachtlich geschmückten Schaufenstern sich Rauschgoldgirlanden um Mandarinenkisten und dunkelrote Schleifen um Gläser mit Badesalz schlangen. Sogar der Eisenwarenhändler hatte das Seine getan. EIN NÜTZLICHES UND PASSENDES GESCHENK, stand auf einer handgeschriebenen Karte, die an einem gewaltigen, mit einem künstlichen Stechpalmenzweig verzierten Tischlerhammer lehnte. Oben angelangt, ging Judith an dem letzten Geschäft vorüber, der hiesigen Filiale von W.H. Smith, in der ihre Mutter samstags ihre Leihbücher umtauschte und einmal im Monat die *Vogue* kaufte. Von da an wurde die Straße eben, die Häuser hörten allmählich auf, und ohne ihren Schutz war Judith nun voll dem Wind ausgesetzt. Er kam stoßweise und wehte ihr seine feuchten Schwaden ins Gesicht. In der Dunkelheit fühlte sich dieser Wind eigentümlich an, und er brachte das Geräusch der Brecher mit, die weit unten an den Strand donnerten.

Nach ein paar Schritten blieb Judith stehen und stützte die Ellbogen auf eine niedrige Steinmauer, um nach dem steilen Anstieg ein wenig zu verschnaufen. Verschwommen sah sie das Gewirr der Häuser, die sich bis zum dunklen Hafenbecken hinunterzogen, das die Laternen der Hafenstraße wie eine gewundene Halskette umschlossen. Die roten und grünen Ankerlichter der Fischerboote dümpelten in der Dünung und spiegelten sich im tintenschwarzen Wasser. Der Horizont verlor sich in der Dunkelheit, doch der Ozean wogte rastlos weiter. Weit draußen sandte der Leuchtturm seine Warnfeuer aus. Einen kurzen Strahl, dann zwei lange Strahlen. Judith stellte sich die Wellen vor, die unentwegt die gefährlichen Klippen überspülten, zwischen denen er auftragte.

Sie fröstelte. Es war zu kalt, um in dem nassen Wind herumzustehen. In fünf Minuten würde der Zug abfahren. Sie begann zu laufen, wobei ihr der Turnbeutel gegen die Beine schlug, erreichte endlich die lange Treppe aus Granitstufen, die zum Bahnhof hinabführte, und flitzte so unbekümmert hinunter, wie das nur jemand tun konnte, der sie seit Jahren gut kannte.

Die kleine Küstenbahn stand bereits da. Eine Lokomotive, zwei Waggons der dritten und einer der ersten Klasse und der Dienstwagen. Sie brauchte keinen Fahrschein zu kaufen, da sie eine Schülerkarte besaß, und Mr. William, der Schaffner, kannte sie ohnehin so gut wie seine eigene Tochter. Charlie, der Lokführer, kannte sie auch, und wenn sie sich einmal verspätet hatte, brachte er es fertig, mit seinem Zug an der Haltestelle von Penmarron zu warten und die Pfeife zu ziehen, während Judith durch den Garten von Riverview House hetzte.

Die tägliche Bahnfahrt zur Schule und wieder zurück war etwas, was sie wirklich vermissen würde, denn die Strecke schlängelte sich drei Meilen an einem atemberaubenden Küstenstrich entlang, der dem Auge bot, was man sich nur wünschen konnte. Weil es dunkel war, konnte Judith nun, während der Zug dahirratterte, zwar nichts sehen, wusste aber, dass dennoch alles vorhanden war: Felsen und steile Abhänge, Buchten und Strände, bezaubernde kleine Cottages und schmale Wege zwischen winzigen Wiesen, auf denen im Frühling gelbe Narzissen blühten. Dann kamen die Sanddünen und der riesige, menschenleere Strand, den sie inzwischen als ihren eigenen betrachtete.

Manchmal, wenn Leute erfuhren, dass Judith ohne Vater aufwuchs, weil er am anderen Ende der Welt für die angesehene Reederei Wilson-McKinnon arbeitete, tat sie ihnen leid. Wie schrecklich, ohne Vater zu leben! Vermisste sie ihn denn nicht? Was war das für ein Gefühl, keinen Mann im Haus zu haben, nicht einmal am Wochenende? Wann würde sie ihn wiedersehen? Wann würde er heimkommen?

Auf solche Fragen antwortete sie stets ausweichend, teils weil sie darüber nicht sprechen wollte, teils weil sie nicht genau wuss-

te, wie sie es wirklich empfand. Sie wusste nur seit eh und je, dass ihr Leben so verlaufen würde, weil alle Familien in Britisch-Indien so lebten, und die Kinder schluckten es und fanden sich damit ab, dass sie schon in zartem Alter Abschied nehmen mussten und lange Trennungszeiten letzten Endes unvermeidlich waren.

Judith war in Colombo geboren und hatte dort gelebt, bis sie zehn wurde, zwei Jahre länger, als die meisten britischen Kinder in den Tropen bleiben durften. In dieser Zeit waren die Dunbars nur einmal für einen langen Urlaub in die Heimat gereist, aber Judith war damals erst vier gewesen, und die Erinnerung an diesen Aufenthalt in England war mit den Jahren verblasst. Sie hatte England nie als Zuhause empfunden. Ihr Zuhause war Colombo, der geräumige Bungalow an der Galle Road mit seinem üppigen Garten, den nur die eingleisige Bahnlinie, die Richtung Süden nach Galle führte, vom Indischen Ozean trennte. Da das Meer so nahe war, spielte es offenbar keine Rolle, wie heiß es wurde, denn die heranrollenden Wellen brachten immer eine frische Brise mit, und im Haus hielten hölzerne Deckenventilatoren die Luft in Bewegung.

Doch unausweichlich war der Tag näher gerückt, an dem sie all das zurücklassen und nicht nur Haus und Garten Lebewohl sagen mussten, sondern auch Amah, der Kinderfrau, sowie Joseph, dem Butler, und dem alten Tamilen, der den Garten pflegte. Und auch Dad. *Warum müssen wir fort?*, hatte Judith noch gefragt, als er sie schon zum Hafen fuhr, wo das P & O-Schiff, das bereits die Dampfkessel aufheizte, vor Anker lag. *Weil die Zeit dafür gekommen ist*, hatte er geantwortet. *Alles hat seine Zeit*. Ihre Eltern hatten ihr nicht erzählt, dass ihre Mutter schwanger war, und Judith wurde erst nach der dreiwöchigen Reise, als sie bereits in dem grauen, verregneten, kalten England waren, in das Geheimnis eingeweiht, dass ein neues Baby unterwegs war.

Da sie kein eigenes Haus besaßen, in das sie zurückkehren konnten, hatte Tante Louise, von ihrem Bruder Bruce darum gebeten, sich der Sache angenommen, Riverview House gefunden und möbliert gemietet. Kurz nachdem sie eingezogen waren, kam

Jess im Porthkerris Cottage Hospital zur Welt. Und jetzt war es an der Zeit, dass Molly nach Colombo zurückkreiste. Jess fuhr mit ihr, und Judith musste hierbleiben. Sie beneidete die beiden entsetzlich.

Seit vier Jahren wohnte sie nun schon in Cornwall. Nahezu ein Drittel ihres Lebens. Im Großen und Ganzen waren es gute Jahre gewesen. Das Haus war komfortabel, bot genügend Platz für sie alle, und es hatte einen großen, weitläufigen Garten, der sich in mehreren Terrassen, Rasenflächen, Steinstufen und einer Wiese mit Apfelbäumen einen ganzen Hang hinunterzog.

Das Beste von allem war jedoch die Freiheit, die Judith genoss. Dafür gab es zwei Gründe. Das Baby, um das Molly sich kümmern musste, ließ ihr nur wenig Zeit, die größere Tochter ständig im Auge zu behalten, weshalb sie froh war, dass Judith sich mit sich selbst zu beschäftigen wusste. Und obwohl sie von Natur aus überängstlich und eine sehr fürsorgliche Mutter war, hatte sie schnell festgestellt, dass in dem verschlafenen kleinen Dorf und seiner friedlichen Umgebung einem Kind keine Gefahr drohte.

Vorsichtig hatte sich Judith über die Grenzen des Gartens hinausgewagt und die Gegend erkundet, sodass der Bahndamm, die angrenzenden Veilchenfelder und das Ufer der Flussmündung ihr Spielplatz wurden. Mutiger geworden, entdeckte sie den Weg zu der aus dem elften Jahrhundert stammenden Kirche mit dem rechteckigen normannischen Turm und dem windgepeitschten Friedhof voll alter, flechtenbewachsener Grabsteine. Eines Tages, als sie am Boden kauerte und versuchte, die in einen der Steine gemeißelte Inschrift zu entziffern, überraschte der Vikar sie dabei und führte sie, von ihrem Interesse entzückt, in die Kirche, erzählte ihr etwas über deren Geschichte, wies sie auf die architektonischen Eigenheiten hin und zeigte ihr die bescheidenen Schätze. Dann waren sie in den Turm hinaufgestiegen, ließen sich oben vom Wind durchschütteln, und er machte sie auf besonders sehenswerte Dinge aufmerksam. Judith kam es so vor, als täte sich die ganze Welt vor ihr auf, eine riesige Landkarte in herrlichen Farben: Wiesen und Felder wie eine Flickendecke aus

grünem Samt für die Weideflächen und braunem Kord für die Äcker; in der Ferne einige Hügel, von Steinmalen gekrönt, die aus einer unvorstellbar weit zurückliegenden Zeit stammten; die breite Mündung des Flusses, die sich kurz vor dem Meer noch einmal zu einem schmalen, «Kanal» genannten Schlauch verengte, glich einem großen Binnensee, in dem sich das Blau des Himmels spiegelte. Dennoch war dies kein See, da die Wasser im Wechsel der Gezeiten stiegen und sanken; sie strömten mit der Flut herein und flössen bei Ebbe wieder hinaus. An jenem Tag war der Gezeitenstrom in diesem Kanal indigoblau, während vom Atlantik her türkisfarbene Wellen auf dem menschenleeren Strand ausrollten. Judiths Blick folgte der Küste, die sich in einer langen Dünenkette nach Norden wand, bis zu dem Felsen, auf dem der Leuchtturm stand. Weit draußen sah sie Fischerboote, und die Luft war erfüllt vom Kreischen der Möwen.

Der Vikar erklärte ihr, dass man die Kirche auf dieser Anhöhe oberhalb des Strandes erbaut hatte, damit ihr Turm weithin sichtbar war und den Schiffen bei ihrer Suche nach sicherem Fahrwasser den Weg weisen konnte. Judith fiel es nicht schwer, sich die Galeonen aus längst vergangenen Tagen vorzustellen, wie sie mit geblähten Segeln vom offenen Meer hereinkamen und bei Flut die Flussmündung hinauffuhren.

Doch sie entdeckte nicht nur die Gegend, sondern lernte auch die einheimische Bevölkerung kennen. Die Menschen in Cornwall lieben Kinder, und wo Judith auftauchte, wurde sie mit solcher Freude willkommen geheißen, dass ihre angeborene Schüchternheit schnell verfloß. Im Dorf wimmelte es nur so von originellen Charakteren: Mrs. Berry, die den Gemischtwarenladen betrieb und aus Puddingpulver selbst Eiscreme herstellte; der alte Herbie, der den zweirädrigen Kohlenkarren fuhr, und Mrs. Southey vom Postamt, die ein Kamingitter vor ihren Schalter stellte, um Banditen abzuwehren, und einem kaum eine Briefmarke verkaufen konnte, ohne sich beim Wechselgeld zu irren.

Und es gab deren mehr, sogar noch faszinierendere Leute, die etwas weiter draußen wohnten. Mr. Willis war einer von ihnen.

Er hatte lange Zeit in einem Zinnbergwerk in Chile gearbeitet, war aber schließlich nach einem Leben voller Abenteuer in sein heimatliches Cornwall zurückgekehrt und hatte sich in einem Blockhaus in den Sanddünen am Ufer des Kanals häuslich eingerichtet. Der schmale Strand vor seiner Hütte war mit allerlei interessantem Treibgut übersät, mit Seilresten, kaputten Fischkisten, Flaschen und aufgequollenen Gummistiefeln. Eines Tages, als sie Muscheln suchte, war ihr Mr. Willis zufällig über den Weg gelaufen, mit ihr ins Gespräch gekommen und hatte sie auf eine Tasse Tee in seine Hütte eingeladen. Von da an hielt Judith immer nach ihm Ausschau, um mit ihm zu plaudern.

Doch Mr. Willis trieb sich keineswegs müßig am Strand herum, denn er übte zwei verschiedene Tätigkeiten aus. Er beobachtete die Gezeiten und hisste eine Signalfolge, sobald das Wasser so hoch gestiegen war, dass die Kohlenschiffe über die Sandbank segeln konnten, und er war Fährmann. An der Außenwand seines Hauses hatte er eine alte Schiffsglocke aufgehängt, und wenn jemand über den Kanal wollte, läutete er sie, worauf Mr. Willis aus seiner Hütte herauskam, sein störrisches Ruderboot vom Ufer zog und ihn über das Wasser ruderte. Für diesen beschwerlichen und bei Ebbe sogar gefahrvollen Dienst verlangte er zwei Pence.

Mr. Willis lebte mit Mrs. Willis zusammen. Sie molk bei dem Bauern des Dorfes die Kühe, deshalb war sie oft nicht da. Es ging das Gerücht um, sie sei gar nicht Mrs. Willis, sondern Miss Soundso, und keiner redete viel mit ihr. Das Geheimnis um Mrs. Willis musste etwas mit dem Geheimnis um Heathers Onkel Fred zu tun haben, der irgendwas nicht hochkriegte, aber wann immer Judith die Sache zur Sprache brachte, verzog ihre Mutter nur den Mund und wechselte das Thema.

Judith erzählte ihr nie von ihrer Freundschaft mit Mr. Willis. Instinktiv ahnte sie, dass ihre Mutter ihr den weiteren Umgang mit ihm ausreden könnte und ihr sicher verbieten würde, seine Hütte zu betreten und mit ihm Tee zu trinken. Das war lächerlich. Was konnte Mr. Willis ihr schon Böses antun? Mami war manchmal schrecklich dumm.

Aber schließlich konnte sie in vielen Dingen schrecklich dumm sein; so behandelte sie Judith zum Beispiel genau so, wie sie Jess behandelte, und Jess war erst vier. Mit vierzehn hielt Judith sich für reif genug, dass man wirklich wichtige Entscheidungen, die sie selbst betrafen, auch mit ihr besprechen konnte.

Aber nein. Mami sprach nie etwas mit ihr. Sie erklärte einfach:

«Ich habe einen Brief von deinem Vater erhalten, und Jess und ich müssen demnächst nach Colombo zurück.»

Das hatte eingeschlagen wie eine Bombe, um es gelinde auszudrücken.

Aber es kam noch schlimmer: «Wir haben beschlossen, dass du ins Internat St. Ursula gehst. Ich war schon bei Miss Catto, der Schulleiterin, und es ist alles geregelt. Das Frühjahrstrimester fängt am fünfzehnten Januar an.»

Als ob Judith ein Paket wäre oder ein Hund, den man in den Zwinger sperrte.

«Und was mache ich in den Ferien?»

«Die verbringst du bei Tante Louise. Sie hat freundlicherweise zugesagt, sich um dich zu kümmern und deine Vormundschaft zu übernehmen, solange wir im Ausland sind. Sie gibt dir ihr bestes Gästezimmer, und du kannst deine eigenen Sachen mitbringen und sie dort lassen.»

Das schreckte sie vielleicht am meisten. Nicht dass sie Tante Louise nicht *mochte*. Seit sie in Penmarron wohnten, hatten sie sie oft zu Gesicht bekommen, und sie war stets freundlich gewesen. Nur, sie war einfach die ganz und gar *falsche* Person. Sie war alt – mindestens fünfzig –, und sie schüchterte Judith ein bisschen ein, denn sie strahlte keinerlei Wärme aus. Und Windyridge war das Haus einer alten Frau, ordentlich und ruhig, und die zwei Schwestern Edna und Hilda, die als Köchin und Hausmädchen bei ihr arbeiteten, waren auch schon ältlich und nicht sehr gesprächig. Kein Vergleich mit der lieben Phyllis, die in Riverview House die gesamte Hausarbeit allein bewältigte, aber dennoch Zeit fand, am Küchentisch Schwarzer Peter zu spielen, und aus Teeblättern die Zukunft las.